

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 13 (2006)
Heft: 143

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

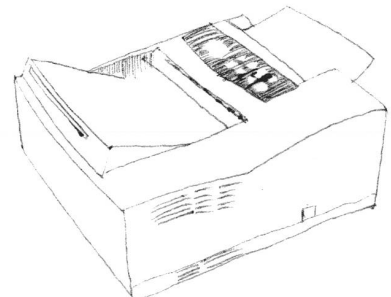
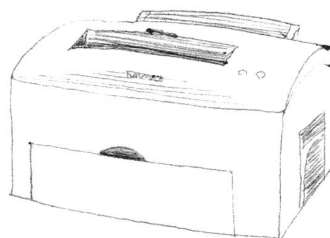
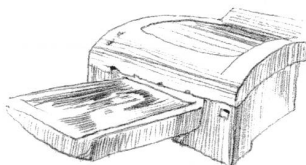
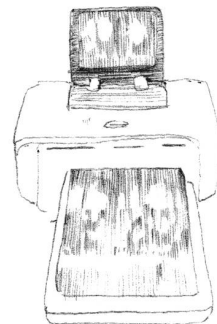
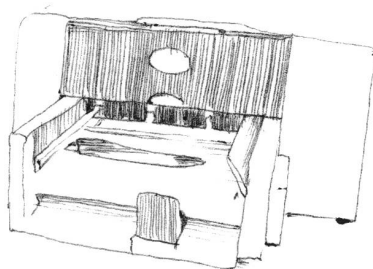
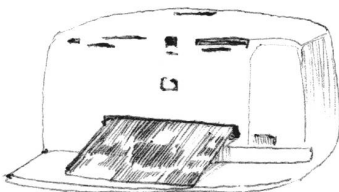
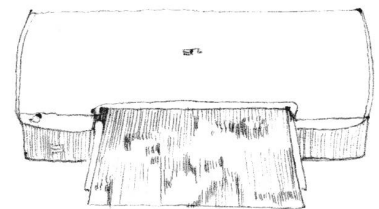
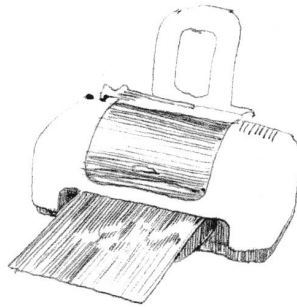
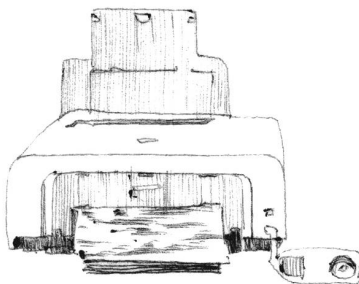
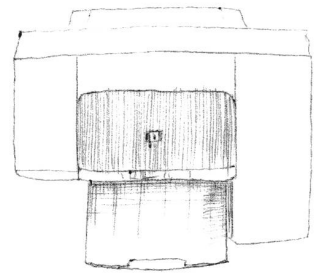
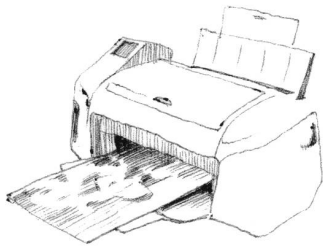
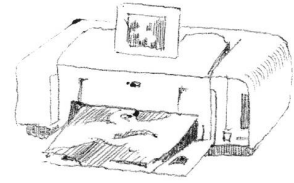
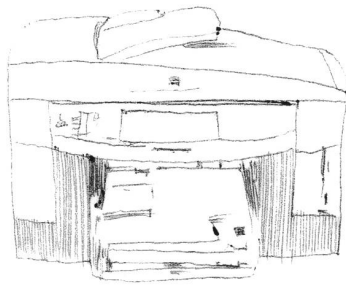
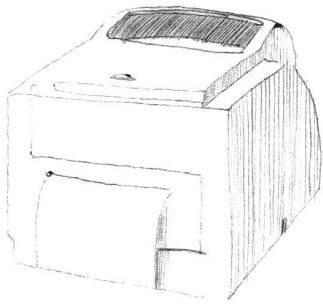
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

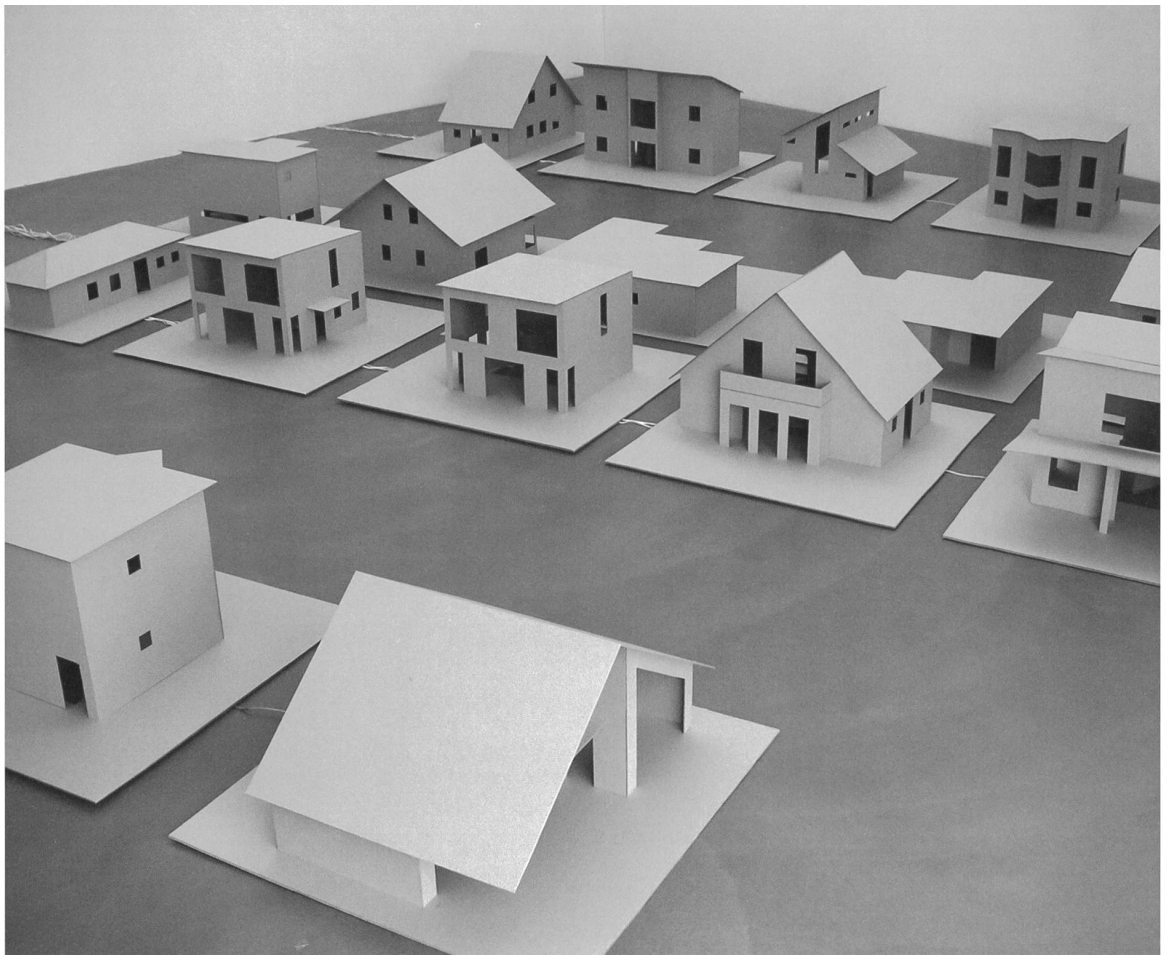
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



KULTUR



«Moi, moi, moi!»

SCHREIENDE HÄUSER

Wer ist der Mann, der mit Fledermäusen konferiert und aus Karton Vorstadt-Alpträume nachbaut? Am Ende der Telefonleitung erklingt eine junge Stimme. Yves Mettler spricht von seinem Traumhaus und vom Standort-Marketing. von Melissa Müller

34

Der 1976 in Morges geborene Künstler mit Toggenburger Wurzeln erforscht Stadträume. Er greift urbane Themen wie Stadtplanung, Überwachungswahn und Landschaftsverhandlung auf. Er nutzt auch die Gunst des Zufalls. Als eines Nachts eine Schar Zwergfledermäuse durchs offene Fenster seines Gastateliers in Mönchgladbach flog, beschloss er, mit ihnen zu sprechen. Das Resultat ist eine mit Video aufgezeichnete Konferenz für Fledermäuse. Im Schein der Schreibtischlampe zitiert Mettler vor aufgetürmten Papieren Hildegard von Bingen und den Philosophen Giorgio Agamben. Er doziert über Freundschaft und die Animalität des Menschen. In der Installation «Zone Résidentielle» hingegen artet der Traum vom Eigenheim zum makabren Szenario aus. Mettler installiert achtzehn unterschiedliche Hausmodelle, die er aus dem Katalog eines Fertighaus-Herstellers kopiert hat. Aus dem Innern jeder Vorstadt-Villa dringt eine Stimme, die in schnellem Stakkato die Worte «Moi, moi, moi!» schmettert.

In einigen deiner Werke bringst du Häuser zum Sprechen: Eine Berg- und eine Talstation diskutieren über Existenzängste, ein Bahnhof bekennet seine Einsam-

keit. Als hätten Häuser ein Eigenleben. Wie sieht dein Traumhaus aus?

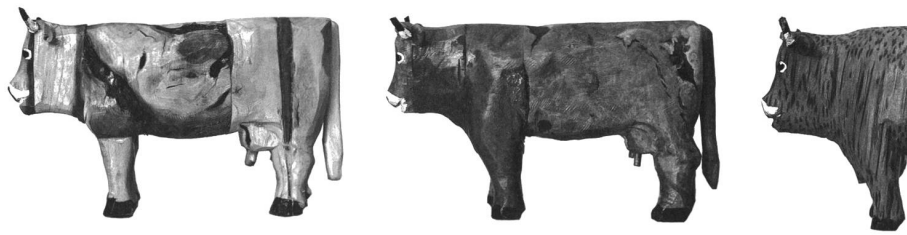
Yves Mettler: Die Idee mit dem Traumhaus habe ich schon oft in Gedanken durchgespielt. Ich würde in den Wald abhauen und in einem Baumhaus leben, mit U-Bahn-Anschlüssen zu sämtlichen Städten der Welt. Auch nicht schlecht ist eine Beschreibung aus einem Science-Fiction-Roman. Darin führen die Türen der Häuser von einem Mond zum nächsten. Die Toilette eines Hauses liegt über einem Wasserplanet. Von der Stube aus hat man Ausblick auf die Skyline von São Paulo. Und vor dem Küchenfenster liegt ein Hügel der Toskana. Man braucht nur den Arm auszustrecken, um Früchte zu pflücken, während Oliven durchs Wohnzimmer kullern.

Ist deine Installation «Zone Résidentielle» eine zynische Anspielung auf den Massengeschmack?

Das ist nicht zynisch gemeint. Ich bin selber in so einem Haus aufgewachsen. Der Traum vom eigenen Haus hat nicht nur negative Seiten. Die meisten Menschen haben einen tiefen Wunsch nach Sicherheit und Geborgenheit. Man kann zu dieser Sehnsucht stehen und sich gleichzeitig über den Wahnsinn einer sol-

chen Siedlung bewusst sein. Mich interessierte bei diesem Projekt die Kluft zwischen den simpel organisierten, rigiden Häuserzeilen und den Stimmen, die eine Eigendynamik entwickeln. Alles gerät ausser Kontrolle. Ich kann mir sogar vorstellen, dass Besucher der Ausstellung mitmachen und in das monotone «Moi, moi, moi!» einstimmen. «Zone Résidentielle» kann als offene Kritik verstanden werden, die nicht abgeschlossen ist.

Eine andere doppelbödige Arbeit hat Yves Mettler in einer schwer zugänglichen Stadtbrache unweit des Genfer Flughafens verwirklicht: Das Siedlungsprojekt «Les Roncières»: die Brombeerranken. Einkesselt zwischen Autobahn und Bürokomplexen, liegt ein von Brombeersträuchern überwuchertes Niemandsland. «Dieses Terrain soll schon seit 25 Jahren überbaut werden. Weil alle Bauprojekte gescheitert sind, ist eine botanische Ausnahme-situation entstanden», sagt der Künstler. So hat er am Rande der Autobahn ein Schild mit stilisierten Brombeerranken befestigt. Es wirbt für die fröhlich spriessende Fauna, als Persiflage auf das allseits betriebene Standort-Marketing. Aus den wilden Beeren kochte er Kon-



GANZE KÜHE.

Heiri Müller (1918-2004) lebte im «Giger Tell» zwischen Urnäsch und Hemberg. Dort, in der Abgeschiedenheit, begann er auf Initiative seiner Frau Anni Müller-Jost (*1925) Kühe zu schnitzen. Anni hatte seit ihrer Kindheit in Schwellbrunn eine Vorliebe für die «Chüeli» und war nun für die Bemalung verantwortlich. Heiri interessierte sich hauptsächlich fürs Holz und bemühte sich, für die Kühe das am besten beschnitzbare zu finden. Was in der Nähe gefällt worden war, testete er aus: Tanne, Vogelbeerbaum, Ahorn. Gut liess sich vor allem die Linde bearbeiten. Die meisten Holzkühe, die Heiri und Anni Müller später an Appenzeller Souvenirläden liefern konnten, waren denn auch aus Lindenholz geschnitzt. Heiri liess aber nicht von der Auseinandersetzung mit Holzarten und Schnitzqualitäten ab. Er machte daraus sogar eine Passion, schaute sich immer weiter nach neuen Hölzern um

und hinterliess ein aussergewöhnliches Werk: eine Kiste mit 148 geschnitzten Kühen – jede aus einem andern Holz geschnitzt. Appenzeller Chüeli aus Palisander, Hickory und Mahagoni, Eukalyptus, Pfirsich, Orange, Zypresse, aus Lorbeer, Hagebutte, Maulbeerbaum. Die handgrossen Holzstücke liess sich Heiri Müller von Verwandten und Bekannten aus aller Welt zutragen. – Er habe das nur für sich selber gemacht, soll er gesagt haben, wenn er die Kiste mit den Kühen jemandem öffnete. Das Appenzeller Volkskunde-Museum zeigt diese Sammlung nun der Öffentlichkeit. Sie steht im Mittelpunkt der Ausstellung «Rüef de Brunne! Die geschnitzte Welt von Anni und Heiri Müller, Urnäsch». [sab]

Appenzeller Volkskunde-Museum Stein,
12. Februar bis 16. April, Mo 13.30-17 Uhr,
Di-Sa 10-12 Uhr und 13.30-17 Uhr, So 10-17 Uhr.
Mehr Infos: www.appenzeller-museum-stein.ch

35

HALBE MENSCHEN.

Das Hirschgeweih hat es geschafft. Ihm gelang der Sprung vom biederen Jägerwohnzimmer ins coole Wohnzimmer, ins Designbüro und ins Konzertlokal. In den Stuben hängt der Schädel neben dem schwarzen Sofa über dem secen Sideboard. Gestalter bauen den Schädel mit den Hörnern dran aus Sperrholzplatten nach, oder sie setzen den Hirschgrafisch um. Und im Konzertlokal funktioniert das Geweih als Hutständer. War das Hirschgeweih die Trophäe des Biedermanns, ist der halbierte Mensch, in Form der Büste, das Hirschgeweih der Etablierten. Eine Büste ist die plastische Darstellung des Menschen – reduziert auf Kopf und Oberkörper. Die Büste fasst das wichtige zusammen: Hirn, Herz und die Charakterzüge in Form der Nase, Ohren und Frisur und den anderen physiognomischen Besonderheiten eines Individuums. Als bildnishaftes Vergegenwärtigung bildet die Büste einen Typus innerhalb der Gattung des Portraits. Von der römischen Antike bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren Büsten zumeist idealisierende Repräsentationsbilder mit politischen oder religiösen Funktionen. Als Auguste Rodin 1880 begann, den strengen Kanon aufzubrechen, änderte sich das. Er eröffnete dem Typus der Büste durch psycho-



logisches Interesse neue Perspektiven. Künstlerische Neugierde am formalen Experiment, Abstraktion, Verfremdung und die Reflexion der bildnerischen Möglichkeiten bestimmen seither die Büstendarstellungen. Mit rund 80 Werken von 50 unterschiedlichen Künstlern beleuchtet die Ausstellung das breite formale und inhaltliche Spektrum der Büste. Eine vielfältige und sehenswerte Ausstellung auch für solche, die normalerweise nur auf die Schuhe schauen. [js]

Museum Liner Appenzell, 29. Januar bis 23. April,
Di-Sa 14-17 Uhr, So 11-17 Uhr. Sa 28. Januar, 17 Uhr:
Vernissage. Mehr Infos: www.museumliner.ch
Diskussion: Dienstag, 15. März, 20 Uhr.

fitüre, die er dann verkaufte. Um dem Projekt die Krone aufzusetzen, richtete er in der Einöde unter freiem Himmel eine Designerlounge ein und lud zur Jam-Party mit Brombeer-Cocktails.

Wie war die Brombeer-Party?

Sie hatte keine grosse Aufmerksamkeit, es kamen nur etwa fünfzig Leute. Der Ort ist schwer zu finden, weil es keinen richtigen Weg dahin gibt. Die Party ist auch in den Medien nie aufgetaucht.

Im Ausstellungskatalog des Kunstmuseums steht zu deinem Brombeeren-Projekt eine schöne Aussage von dir: Der Bewohner ist nicht neutral. Sein schier unbegrenztes, stets unvernünftiges Begehren ist enorm.

Damit ist natürlich nicht nur der Brombeerstrauch, sondern auch der Mensch gemeint. Das mag sich jetzt utopisch anhören, aber ich glaube an die positive Kraft der Menschen. Diese Kraft entfaltet sich jedenfalls auch in einer Gefängniszelle oder einem Haus ohne Heizung, nur kann sie sich auch in Frust wandeln. Ich glaube, es geht darum, für sich und für andere die Bedingungen zu schaffen, um sich zu behaupten und sein Begehren entfalten zu können.

Was hältst du von Standort-Marketing?

Es gaukelt einem eine heile Welt vor. Immobilienhändler werben für Überbauungen mit dem Ideal der glücklichen Familie. Als könnte man Lebensqualität im Supermarkt kaufen. Die Architekten bauen weiter klassische Einfamilienhäuser. Dabei haben Singles, Senioren, kinderlose Paare oder Patchwork-Familien ganz andere Lebensentwürfe, denen bei der Bauplanung oft viel zu wenig Gewicht beigemessen wird.

Du hast verschiedene Preise gewonnen. Wie gehst du damit um, ein Shooting-Star der Kunstszene zu sein?

Die Bestätigung gibt mir Vertrauen. Es ist nicht so, dass ich jetzt einen Erfolgsrausch hätte. Ich weiss, dass es Leute mit Interesse an meiner Arbeit gibt. Und es gibt mir materiell die Chance, weiterzumachen und auch ausserhalb der Schweiz zu arbeiten.

Der in Berlin und Morges lebende Künstler wurde für seine Installationen mit dem Manor-Kunstpreis 2006 ausgezeichnet.

Im **Kunstmuseum St.Gallen** wird am 23. Februar seine Ausstellung eröffnet.

Öffnungszeiten: Di-Fr, 10-12 Uhr, Di/Do/Fr, 14-17 Uhr,
Mi, 14-20 Uhr, Sa/So, 10-17 Uhr.

Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch

Zum Glück ist das Werbebudget der Marionetten-«Dreigroschenoper» nicht so gross. Bild: Juri Schmid



BRECHT LÄSST DIE PUPPEN TANZEN

Das war fürs Brecht-Jahr 2006 nicht anders zu erwarten: Auch in St.Gallen gibts seine Stücke gleich mehrfach zu sehen. Nach der Aufregung um die «Dreigroschenoper» im Kugl, ist nun das Figurentheater dran – mit einer viel versprechenden Tischpuppen-Version. von Etrit Hasler

Bei der «Dreigroschenoper» handelt es sich immerhin um Brechts meist aufgeführtes Werk und das wahrscheinlich bekannteste deutsche Theaterstück überhaupt: Basierend auf der englischen «Beggar's Opera» aus dem 18. Jahrhundert und gespickt mit Fremdtexen – unter anderem des französischen Moritansängers Francois Villon – wurde dieses Proto-Musical im ersten Jahr nach seiner Uraufführung unglaubliche 4'200 Mal gespielt. Mehrere Verfilmungen und einen Urheberrechtsskandal hat es überstanden, und noch heute wird es im Jahr mindestens ein dutzend Mal aufgeführt, von Santiago bis Moskau, von Los Angeles bis Zürich. Da verwundert es nicht, wenn das Stück zuweilen gleich zweimal hintereinander von verschiedenen Ensembles gezeigt wird.

Im brechtschen Sinne

Die Version der Produktionsgesellschaft Scaena im Kugl, unter der Leitung des Herr-Mäder-Lookalikes Bruno Broder, braucht man an dieser Stelle nicht ausführlich zu erwähnen. Viel ist darüber geschrieben und geredet worden. Und die Kritik war sich einig. Selbst das Tag-

blatt sprach von Dorftheater. Aber das Publikum kam trotzdem, was wohl grösstenteils der cleveren Plakatkampagne von Tobias Gysi zu verdanken war. Nun bekommt der Brecht-Liebhaber aber eine verdiente zweite Chance. Im Februar bringt das Basler Marionettentheater die «Dreigroschenoper» für zwei Abende ins Figurentheater: eine Brecht-Aufführung mit Tischpuppen, also nicht mit Marionetten an Fäden, sondern mit bis zu 80 Zentimeter grossen Holzfiguren. Die Spieler sind während des ganzen Stücks klar sichtbar: In Anzügen wie Bankangestellte bewegen sie sich auf der Bühne, bewegen Köpfe, Arme und Oberkörper der Figuren und geben dem Stück eine zweite – im brechtschen Sinne epische – Ebene. Der Schauspieler als Puppe. Und derjenige, der ihn führt, kommentiert das Tun seines Gegenstücks mit Gestik und Mimik, das Spiel im Spiel gleichzeitig denunziert und mitgemacht. Dafür verzichtet man im Figurentheater auf gesuchte Gegenwartsbezüge. «Das Stück selber ist in seinem Wortlaut stark genug. Was wollen wir da noch modernisieren?», meint der künstlerische Leiter Wolfgang Burn, dessen Ehefrau Madeleine Burn-Kaufmann die Figu-

ren hergestellt hat. Und so einfach wäre das auch nicht: Die Gesellschaft, welche die Urheberrechte Brechts und Weils verwaltet, wacht mit scharfen Augen. Schon die Tatsache, dass man sich kein ganzes Orchester leisten konnte und deswegen um eine auf Klavier reduzierte Version anfragte, brachte dem Basler Ensemble vorerst eine Absage ein, die erst nach neunmonatigem Briefwechsel ausgeräumt werden konnte. Ausschlaggebend dabei war vor allem die Tatsache, dass Regisseur Adrian Schriel die «Dreigroschenoper» schon einmal aufgeführt hatte.

Verlässliche Laien

Genauso wie im Kugl handelt es sich auch im Figurentheater um eine Laienaufführung. «Aus Spass am Theater» mache man das und nicht, um damit Geld zu verdienen. So sieht denn auch die Budgetsituation aus: Mit mageren 20'000 Franken hat man das Stück produziert, was natürlich nicht viel Platz für Werbung gelassen hat. Zum Vergleich: Die Scaena-Produktion hat ein Budget von 100'000 Franken, wovon der grösste Teil in die Werbung geflossen ist. Das Kugl erhielt davon nur gerade 10'000 Franken für 18 Aufführungen plus Proben und verkaufte sich damit weit unter seinem sonst üblichen Preis. Die Schauspieler selber erhielten keinen müden Groschen. Im Gegensatz zu den Scaena-Laien hat es der Zuschauer im Figurentheater mit einem bunt gemischten Ensem-



ble zu tun: Vom Bühnenanfänger über ehemalige Schauspielerinnen des Basler Stadttheaters bis zu professionellen Sängern ist da alles dabei. Das lässt hoffen. Immerhin handelt es sich gerade bei den Liedern der «Dreigroschenoper» um regelrechte Hits der deutschen Pop- oder zumindest Unterhaltungsmusik. Die Aufnahme der Uraufführung 1928 gehört noch heute zu den meistverkauften deutschsprachigen Alben.

Um die Aufführung etwas einfacher zu gestalten, werden die Lieder im Figurentheater Playback gespielt. In einem professionellen Studio in Basel ein- und am Abend ab CD abgespielt, kann man sich als Zuschauer darauf verlassen, dass gesangstechnische Zittereinlagen, wie man sie bei anderen Laienaufführungen ertragen muss, mit Sicherheit ausbleiben. Auch hat man mit wenigen Ausnahmen das Stück so belassen, wie es ist. Die Bettler sind echte Figuren und nicht stumme Garderobenstände. Und auch ihre für die dargestellte Gesellschaft zentralen Dialoge werden nicht aus Zeitgründen weggestrichen. Dass das Stück trotzdem nur zweieinhalb Stunden dauern wird, darf man wohl der Professionalität der Regie wie auch der geübten Laien zuschreiben.

Figurentheater St.Gallen. Donnerstag, 16., und Freitag, 17. Februar, jeweils 20 Uhr. Mehr Infos: www.figurentheater-sg.ch
Kugl St.Gallen. Mi 1., Do 9., Fr 10. und Sa 11. Februar, jeweils 20 Uhr. Sa 4. Februar, 19.30 Uhr. So 5. Februar, 17 Uhr.
 Mehr Infos: www.scaene-sg.ch

EHESCHLACHT IM DOPPELPAK.

Zwei Uhr nachts in einer amerikanischen Universitätskleinstadt. George und Martha haben wieder einmal zuviel getrunken. Das Akademikerpaar kehrt von einer Party nachhause zurück und liefert sich bei einem letzten Drink eine weitere Folge der oft erprobten Eheschlacht. Zu allem Überfluss hat Martha noch das Jungdozentenpaar Nick und Honey eingeladen, die mit ihrem Besuch unfreiwillig mit in den Kampfring steigen. In hitzigen Dialoggefechten folgen gezielt gesetzte Sticheleien auf masslose Hasstiraden, bis am Schluss die Fassade beider Beziehungen vor dem Zusammenbruch steht.

Edward Albee schrieb Anfang sechziger Jahre mit seinem Beziehungs-drama «Wer hat Angst vor Virginia Woolf?» das Standardwerk des modernen Ehedramas, das durch die Verfilmung mit Liz Taylor und Richard Burton weltweit bekannt wurde. Im Februar wird der Ehekrieg gleich auf zwei Bühnen ausgetragen: Im Schaaner Theater am Kirchplatz stellen sich Ulrich Matthes und Corinna Harfouch – das Ehepaar Goebbels aus dem Film «Der Untergang» – dem Duell. Jürgen Goschs glänzende



Berliner Inszenierung, die nun in Schaan zu Gast ist, wurde als «das atemberaubendste Schauspielertheater seit Langem» gefeiert und war einer der Höhepunkte am Berliner Theatertreffen 2005 – der Leistungsschau von Regietheater im deutschsprachigen Raum. Gelegenheit für einen Vergleich bietet das Stadttheater Konstanz, wo das Stück in der Inszenierung von Christoph Diem im Januar Premiere hatte und auch im Februar auf dem Spielplan steht. En garde! **Flori Gugger**

Theater am Kirchplatz Schaan. Sa 11., So 12. Februar, jeweils 20:09 Uhr, Einführung: 19:30 Uhr.
 Mehr Infos: www.tak.li

Stadttheater Konstanz. Mi 1. Februar, 20 Uhr, Do 2., 19.30 Uhr, Sa 4., 20 Uhr, Di 7., 19.30 Uhr, Mi 8., 15 Uhr, Sa 18., 20 Uhr. Mehr Infos: www.konstanz.de



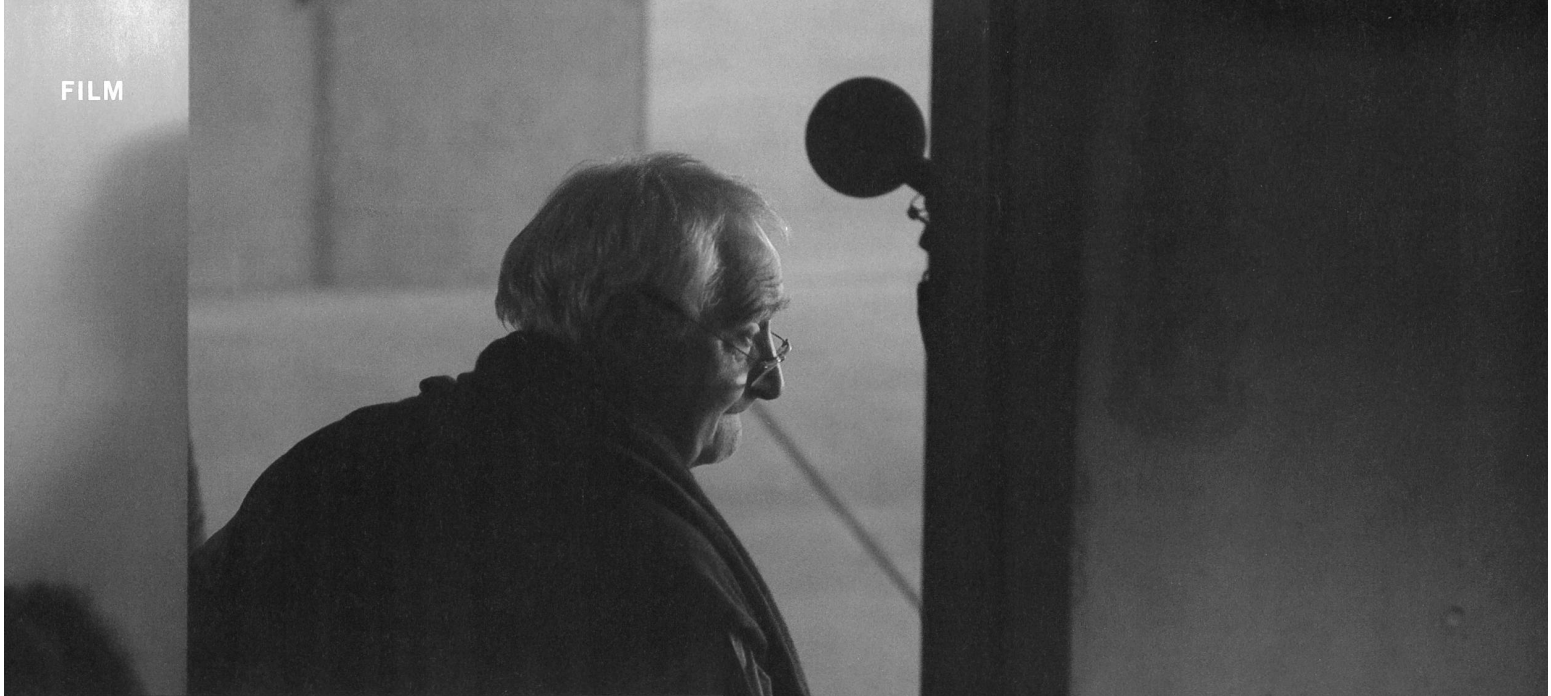
GOTT AM APPARAT.

«Mit wem sprech' ich? Mit dem Sekretär? Was? Mit ihm selbst. Mein Gott! Verzeihung! Das ist so rausgerutscht.» Man verzeiht ihm, dem treuen Parteigänger in einem kommunistischen Land. Denn schliesslich hat man nicht alle Tage Gott am Apparat. Er glaubt an die Idee. Doch kann diese nicht umgesetzt werden, solange die Feinde nicht eliminiert sind. Nach den Intellektuellen, Fabrikanten und Grundbesitzern ist auch er an der Reihe – er wird zum Feind erklärt und ihm wird nahe gelegt, seinem Leben ein Ende zu setzen: «Feind bin ich, weil ich eine Seele habe. Und wer eine Seele hat, ist ein Feind.»

Das literarische Kabinett parfin de siècle bringt im Februar mit dem Hörspiel «Geheimnummer» von Sándor Márai (1900-1989) eine zu dessen Lebzeiten nie veröffentlichte Perle zur Uraufführung. Mit der Neuauflegung seines Romans «Die Glut» wurde der ungarische

sche Schriftsteller in den neunziger Jahren international als einer der grossen europäischen Literaten des 20. Jahrhunderts wieder entdeckt und gefeiert. Parfin de siècle bettet die «Geheimnummer» in zwei Blöcke von Geschichten und philosophischen Betrachtungen ein («Verbis non herbis» und «Was kommt danach?»), die auf journalistischen Beiträgen Márais gründen. Den Zuschauer erwartet wortwörtlich ein Rundgang durch die Gedankenwelt des ungarischen Autors. Denn Pia Waibel, Regine Weingart und Regisseur Arnim Halter inszenieren die Sándor-Márai-Schau am Mühlensteg gleich in drei verschiedenen Theaterräumen. **Flori Gugger**

Theater parfin de siècle St.Gallen. Mi 8. (Premiere), Fr 10., Sa 11., Mi 15., Fr 17., Sa 18. Februar, jeweils 20 Uhr. Weitere Aufführungen im März. Mehr Infos und Reservierungen: www.parfindesiecle.ch oder Tel. 071 245 21 10.



«DIE LEINWAND IST MEIN SANDKASTEN»

Acht Jahre nach «Vollmond» hat Fredi M. Murer mit «Vitus» einen neuen Spielfilm realisiert. Der Regisseur über die Neurose der Schweizer Filmschaffenden und Flossfahrten bei Föhnsturm. von Reto Baumann

Fredi Murer, der ursprüngliche Plan war es, ein Doppelinterview mit dem Produzenten Lukas Hobi zu führen, einem jungen Vertreter des Schweizer Films. Sie haben abgewunken. Wieso?

Fredi M. Murer: Ich kann den Begriff «Schweizer Film» schon gar nicht mehr hören. Kein Däne fragt einen Landsmann, ob er einen dänischen Film mache, kein Amerikaner einen anderen, ob er einen amerikanischen Film drehe. In der Schweiz herrscht diesbezüglich eine fast neurotische Fixierung. In meinen sechs Jahren als Präsident des Schweizer Filmgestalterverbandes habe ich nicht einen Meter Film gedreht. Ununterbrochen war ich unterwegs für altruistische Bedürfnisse des hiesigen Films. Jetzt «gnüegelets». Ich rede lieber über meine Filme.

Sie selber haben in Ihren Präsidentenjahren wiederholt und mit Nachdruck betont, wie wichtig es sei, dass ein Land seine eigenen Geschichten erzählt. Sehen Sie das bei den neueren Filmen aus der Schweiz? Jede Generation hat Anrecht auf ihr eigenes Selbstbildnis, auch im Kino und somit auch auf ihre Genres und Vorlieben. Vielleicht drei Prozent aller Zuschauer von «Höhenfeuer» haben auch «Achtung, fertig, Charlie» gesehen – und umgekehrt. Die momentane Breite und Vielfalt in unserem Filmschaffen gefällt mir. Jeder soll entlang seiner Begabung arbeiten, entlang seinem Bedürfnis, künstlerisch

oder ökonomisch zu reüssieren. Das Handwerk beherrschen viele. Gut unterhaltende Filme, die dazu beitragen, eine gewisse Popularität zurückzubringen, helfen dem gesamten Schweizer Film. Er war lange genug ein Synonym für Langeweile und Abgehobenheit. Aber hohe Besucherzahlen allein machen noch keine Filmkultur aus.

1996 äusserten Sie sich gemeinsam mit Daniel Schmid und Alain Tanner in einem «Libération»-Interview wesentlich schärfer. Sie beklagten, dem jüngeren Schweizer Film fehlten echte Persönlichkeiten.

Die Frage der «Libération» war, ob es in der Schweiz junge Talente mit internationaler Ausstrahlung gebe. Damals hatte ich tatsächlich bei niemandem den Eindruck, dass dies der Fall sei, zumindest nicht im Spielfilm. Ich sah bei niemandem das zwingende Bedürfnis und die nötige Leidenschaft, eine Filmgeschichte auf ebenso ureigene wie universelle Art zu erzählen. Das mag arrogant klingen, aber dafür es ist wahrhaftig. Mir ist Offenheit lieber als Heuchlertum. Der Schweiz fehlt es ohnehin an Streitkultur. Abgesehen davon stehe ich selber bei den Jungen auch nicht gerade unter Denkmalschutz.

Die Kritik lautete etwa: Ihr Alten steht uns Jungen vor der Sonne, wenn es um das Verteilen der Fördergelder geht. Jetzt haben Sie als so genannt gestandener

Filmer fünf Jahre gebraucht, um ihr neuestes Werk «Vitus» zu realisieren. Hat der Wind gedreht?

Eine Rolle hat weniger der Paradigmenwechsel in der Förderung gespielt, das Ersetzen der Qualitätsprämie durch die Quotenbelohnung, als vielmehr der Generationenwechsel in den Gremien. Als wir für «Vitus» die Geldbeschaffungs-Runde machten, mussten wir zur Kenntnis nehmen, dass fast alle altbekannten Verantwortlichen bei den diversen Förderinstanzen inzwischen in Pension geschickt wurden. Die alten «Seilschaften», die in unserem Metier so entscheidend sind, haben sich in Nichts aufgelöst, und ihre Nachfolger fragten mich: «Herr Murer, haben Sie schon mal einen Film gemacht?» Kurz, weil in den Gremien alles umbesetzt wurde, musste auch ich umbesetzen.

Sprich redimensionieren.

Genau. «Vitus» war ursprünglich als episches Porträt der Neunziger angelegt, als Stück über den Wechsel vom analogen zum digitalen Zeitalter. Doch nach den Erfahrungen im Zusammenhang mit meinem letzten Film «Vollmond» hatte ich keine Lust mehr, all die Forderungen und Ansprüche der europäischen Co-Produzenten zu erfüllen, nur um das vorgesehene Budget von gut sieben Millionen Franken einhalten zu können. Ich wollte nicht noch einmal mit einem verwäs-



Wenigstens im Aufbau des Sets hinkt der Schweizer Film nicht hintennach.

serten, irgendwie wurzellosen Werk dastehen. Also beschloss ich, «Vitus» in der Schweiz zu finanzieren. Wissend, dass wenn alle Filmfördergremien und Stiftungen das Maximum sprechen, ich auf höchstens 2,8 Millionen Franken komme. Es galt nun die Devise: Geld gleich Stilmittel. Gemeinsam mit meinem Co-Autor Peter Luisi habe ich das Drehbuch umgeschrieben. Rückwirkend hat sich die Abmagerungskur als Glücksfall erwiesen.

Wenn «Grauzone» der Zeit voraus war, «Höhenfeuer» den Nerv der Zeit getroffen hat und «Vollmond» der Zeit hinterher hinkte, so wirkt «Vitus» der Zeit irgendwie enthoben. Was insofern dem Inhalt entspricht, als es viel ums Fliegen geht, um Schwebezustände.

«Vitus» ist die Geschichte einer Menschwerdung, ein Film über die frühen Jahre eines Künstlers. Der Traum vom Fliegen hat in diesem Zusammenhang natürlich eine mythologische Dimension, aber gleichzeitig auch eine sehr konkrete. Eigentlich träumt der Grossvater von Vitus vom Fliegen, sein Enkel setzt ihn nur in Tat um. Vitus wird nicht als Pilot, sondern als Musiker geboren.

Die Musik hat die Struktur des Films auch sehr stark beeinflusst.

In Sachen Dramaturgie inspiriert mich Musik grundsätzlich sehr viel mehr als die gängige

Dreiakttheorie des Theaters. Bei «Höhenfeuer» etwa habe ich mich strukturell an «Bolero» von Ravel orientiert. In diesem Stück wird an sich, bei immer kürzer werdenden Intervallen und neu hinzukommenden Instrumenten, stets das gleiche Motiv gespielt. Trotzdem entwickelt es eine ebenso geheimnisvolle wie unheimliche Dynamik. Am Schluss ist seine Spannung schier unerträglich.

In «Höhenfeuer» steht ein gehörloser Junge im Zentrum des Dramas, nun einer mit dem absoluten Musikgehör. Vitus ist gewissermassen der «kleine Mozart», von dem der blinde Klavierstimmer in «Vollmond» spricht.

Zwischen «Höhenfeuer», «Vollmond» und «Vitus» gibt es tatsächlich einige konkrete Parallelen und Querverweise. Es scheint, als würde ich mich laufend mit ähnlichen Themen beschäftigen. Ich tappe in meinem Fantasie-Universum umher und meine jedes Mal, ich hätte eine neue Geschichte erfunden. Dabei habe ich bloss eine weitere Variation kreiert.

Spielen Kinder bei Ihnen so häufig eine tragende Rolle, weil Sie in ihnen Ihre eigene Lust am Anarchischen widergespiegelt sehen? Weil die kindliche Fantasie besonders gut zum Imaginären des Kinos passt? Ich denke, es ist viel simpler. Meine Kindheit in Nidwalden und Uri war für mich weitaus

die authentischste, aufregendste und prägendste Zeit meines Lebens. Ich bin in Höhlen gekrochen und habe drei Tage nicht mehr herausgefunden. Ich habe auf einem Floss bei Föhnsturm den Urnersee überquert usw. Es gibt hunderte von solchen Geschichten. Ich will diese Zeit aber keineswegs verherrlichen, ich habe als «stiller Schüler» in der Schule und unter dem katholischen Umfeld ziemlich gelitten, aber ich möchte dennoch keinen Tag davon missen. Was ich später als Erwachsener erlebt habe, ist an Intensität nur ein schwacher Abglanz davon. Filme zu machen ist eine Art Sublimat, ein Leben aus zweiter Hand. Statt im Sandkasten setze ich meine Kinderspiele einfach auf der Leinwand fort. Statt etwas wirklich Existentielles zu erleben, sitze ich am Schreibtisch oder hinter der Kamera und versuche, authentische Schicksalsgeschichten zu erzählen. Eigentlich bin ich ein schicksalsloser Mensch. Vielleicht wäre es an der Zeit, das Filmemachen sein zu lassen. Ich fürchte nur, dies könnte wieder zum Stoff zu einem Film über einen 65-Jährigen werden, der endlich zu leben beginnt.

Siehe auch Klappe.

Dieses Interview ist in Kooperation mit dem Kulturmagazin Luzern entstanden.



Zürcher Hochschule Winterthur
School of Management

FIBAA
international akkreditiert

School of Management

Nachdiplomstudium Kulturmanagement

Executive Master of Arts Management

Erstes international akkreditiertes (FIBAA) Executive-Master-Programm für Kulturmanagement in Europa. Das Nachdiplomstudium ist

- berufsbegleitend
- praxisorientiert
- wissenschaftlich fundiert

Start der 7. Durchführung
10. März 2006

Auskunft
Zürcher Hochschule Winterthur
Zentrum Kulturmanagement
Manuela Reich, Telefon 052 267 78 70
E-Mail rem@zhwin.ch
www.kulturmanagement.ch

GBS | **WB**

Gewerbliches
Berufs- und
Weiterbildungszentrum
St.Gallen

Weiterbildung
Davidstrasse 25
9000 St.Gallen
Telefon 071 226 58 00
Fax 071 226 58 02
www.gbssg.ch

Weiterbildung

Kurse für Gestaltung

- Grundlagen-Kurse. zwei- und dreidimensionales Gestalten
- Fotografie, Typografie, Kalligrafie

Mediendesign

- MAC OS X (Grundlagenkurse)
- InDesign, Illustrator, Photoshop, Acrobat, QuarkXPress
- Videokunst, Trickfilm-Animation, Digitale Fotografie, Website-Erstellung

Lehrgänge

- Visuelle Kommunikation HF
- Weiterbildungsjahr Farbe-Form-Raum FFR
- Ausbildner SVEB
- Coach und Trainer ECA

Fremdsprachen

- Spanisch, Italienisch, Englisch (inkl. Diplommkurse)

Gerne organisieren wir für Sie auch Kurse, welche die spezifischen Bedürfnisse Ihres Unternehmens abdecken.

Verlangen Sie die aktuellen Kursunterlagen.

eine Bildungsinstitution
des Kantons St.Gallen



Musikakademie St.Gallen
Kirchenmusik Klassik Jazz

klubschule

MIGROS

Geben Sie den Ton an: Jazzschule St. Gallen.

Lehrdiplom Jazz Vollzeitstudium

Musikpädagogik Berufsbegleitende Ausbildung

Nachdiplomstudium Keyboard Berufsbegleitende Ausbildung

Musikalische Grundschule Berufsbegleitende Ausbildung

Vorbereitung zum Lehrdiplom Jazz und zur Musikalischen Grundschule Vorkurse

Anmeldeschluss: April - Aufnahmeprüfungen: Juni - Studiumsbeginn: August

Bestellen Sie den Prospekt "Musik & Kultur" und melden Sie sich zu einer kostenlosen Beratung an.

Weitere Ausbildungen der Musikakademie St. Gallen:
Kirchenmusik (Orgel/Chorleitung/populäre Musik) - Blasmusikdirektion

Beratung und Anmeldung
Musik & Kultur Klubschule Migros
Bahnhofplatz 2; 9001 St. Gallen
Tel. 071 228 16 00; Fax 071 228 16 01
musik.kultur@gmos.ch

www.musikakademie.ch

VITUS. Kinderwünsche und -fantasien hat Fredi M. Murer mehrfach schon filmisch verarbeitet. Bereits in seinen frühen dokumentarischen Werken «Marcel» und «Christopher und Alexander» hat er sich auf die Suche gemacht



nach einer Erdichtung der kindlichen Wirklichkeit. Und auch in seinen Spielfilmen (u.a. «Höhenfeuer», «Vollmond») koppelte der in Zürich lebende Innerschweizer seine seismografischen Erkundungen der helvetischen Befindlichkeit gerne an den Erfahrungshorizont von Kindern. Auch in «Vitus» spielt ein Bub die Hauptrolle. Ein aussergewöhnlicher Bub allerdings. Einer, der schon als Sechsjähriger keine

Kinderfragen mehr stellt, dafür spielend den Brockhaus liest. Ein Wunderkind, musikalisch und mathematisch hochbegabt, und deshalb Neid und Bewunderung der Umwelt schon früh gleichermassen ausgesetzt.

Vitus ist eine Kunstfigur: Emotional ein Kind, intellektuell ein Erwachsener, flüchtet sich der

Junge in ein Doppelleben, dabei ideell unterstützt von seinem Grossvater, einem verqueren Eigenbrötler und darin Hommage Murers an den eigenen Vater und seinen Lieblingsschriftsteller Robert Walser. Bruno Ganz erfüllt den Charakter mit Leben, Schalk und Esprit. Überhaupt illustriert «Vitus» anschaulich Murers Diktum, dass gute Spielfilme immer auch Dokumentarfilme über Schauspieler sind (hervorzuheben wäre neben Ganz besonders Julika Jenkins als Mutter). Der Glaubwürdigkeit hilft, dass die Figur des älteren Vitus verkörpert wird von Teo Gheorghiu, einem Klaviergeenie auch im realen Leben.

Murer lässt den Stoff im musikalischen Film bisweilen fast ins Märchenhafte entgleiten. Den Boden unter den Füßen verliert das Werk dennoch nie. Auch über den gelegentlich aufscheinenden Hang zum Didaktischen und Sentenziösen lässt sich hinwegsehen. Denn anders als «Vollmond», wo das Satirisch-Utopische ins Moralisieren gemündet hat, bewahrt «Vitus» stets heitere Gelassenheit und ironischen Eigensinn. **Reto Baumann**

«Vitus» läuft ab 2. Februar im **Kino Scala St.Gallen.**

LAST DAYS. Im April 1994 erschoss sich der Lyriker und Musiker Kurt Cobain in seinem Haus mit einer Schrotflinte. Mit seiner Band Nirvana war er vier Jahre lang die Sensation der amerikanischen Popmusik. Sein Tod machte ihn zum Mythos. Gus Van Sant hat für seinen Film Cobains fünf letzte Lebenstage nachgestellt oder besser – ausfantasiert. Der introvertierte junge Rockmusiker Blake wohnt in einem alten, ungeheizten Jagdhaus irgendwo in Amerika. Während seine beiden Bandkollegen im Obergeschoss Rock'n'Roll-Lifestyle mit Sex und Drogen imitieren, ist Blake als ausgebranntes, völlig kaputtes Wrack von seiner letzten Tour zurückgekehrt. Unansprech-



bar schlurft er in dreckigen T-Shirts und Pyjamas durch die Gegend. Er verweigert jede Kommunikation, schliesslich jeden Kontakt und kritzelt nur ab und zu etwas in sein Tagebuch. «Last Days» ist eine ästhetisch bestechende und mit einer aufwändigen Soundcollage unterlegte Meditation über Kurt Cobains letzte Tage. Der amerikanische Independent-Regisseur Gus Van Sant, der mit Filmen wie «My Own Private Idaho», «To Die For» oder «Elephant» seine Meisterschaft bewiesen hat, ist eine in ihrem Minimalismus grossartige Vision über Einsamkeit, Tod und Verlust gelungen. «Ein hypnotisierendes Meisterwerk, wunderschön gefilmt!» (New York Times). **(sm)**

DARSHAN — DIE UMARMUNG. Auf den ersten Blick erscheint die Geschichte von Mata Amritanandamayi, von ihren Anhängern schlicht Amma (Mutter) genannt, ähnlich derjenigen vieler indischer Gurus, die von zahlreichen Menschen als Heilige verehrt werden. Amma gibt ihre Lehre überwiegend wortlos weiter. Ganze Tage verbringt die hinduistische Führerin damit, ihre Anhänger zu umarmen, und zu manchen Zeiten warten 20'000 Menschen darauf, dieses liebevolle Ritual zu empfangen. Damit sind jedoch die Aktivitäten der heute 52-Jährigen keineswegs erschöpft. Innerhalb der indischen Gesellschaft setzt sie sich für die Bekämpfung der Armut, die Gleichberechtigung der Geschlechter und die



Alphabetisierung ein. Neben der Errichtung ganzer Dörfer für Obdachlose, zahlreicher Krankenhäuser, Schulen und sogar Universitäten hat sie ein Hilfswerk für allein erziehende Mütter gegründet, das in ganz Indien tätig ist. Für die Zuschauerinnen und Zuschauer, ob religiös orientiert oder nicht, nimmt das Staunen über diese Frau kein Ende. Für ihre Verdienste wurde sie 2002 von den Vereinten Nationen mit dem Gandhi-King-Preis für Gewaltlosigkeit ausgezeichnet. Jan Kounen, dessen Filme «Dobermann» und «Blueberry» im Kinok zu sehen waren, folgt den Spuren dieser wichtigen religiösen Führerin und nimmt einen mit auf eine eindrückliche Reise ins Herz Indiens. **(sm)**

Beide Filme laufen im Februar im **Kinok St.Gallen.** Genaue Spieldaten siehe Kalender.



Bilder: Stefan Kubit

42

DAS GEFÜHL KENNEN DOCH ALLE

Die Thurgauer Autorin Tania Kummer könnte manchmal «platzen vor Glück». So heisst auch ihre soeben erschienene Kurzgeschichtensammlung. Es ist bereits ihr drittes Buch. Dabei wird sie dieses Jahr erst dreissig Jahre alt.

von Andrea Gerster

Wie ein Helm aus Samt schmiegt sich das Haar an das wache, hübsche Gesicht. Das Outfit wirkt wohlüberlegt assortiert. So wie Tania Kummer zum Interviewtermin in Wil erscheint, war sie auch mit Simon Froehling als Duo Kummer/Froehling 2003 und 2004 auf Lesetour in der Schweiz. Es ist also echt und keine Koketterie, das Bild der sympathischen jungen Frau. Tania Kummer schreibt ungekünstelte Texte, die jedoch wenig mit ihrem Haarschnitt gemein haben. Vielmehr spiegelt sich das pralle Leben darin. Da wird an Oberflächen gekratzt und mit spitzen Fingernägeln die feine Folie abgezogen, um die tatsächliche Maserung freizulegen. Auf eine direkte und erfrischende Art und Weise.

«Meine Generation ist also multifunktional, versteckt Aktfotos von sich zu Hause, pflegt einen zarten Hang zur Selbstironie, übt sich im Zynismus, und mit der Lakonie klappt es auch schon ganz gut.» (Platzen vor Glück: Meine Generation)

Tania Kummer ist in Frauenfeld aufgewachsen. Heute lebt sie in Zürich. Nicht weil der

Boden für Schreibende in Zürich fruchtbarer sei als jener im Thurgau. «Ich reise immer meinen Jobs hinterher», versichert sie, die sich als Autogegnerin bezeichnet – nicht als passionierte Zugfahrerin oder begeisterte Radfahrerin, sondern als Autogegnerin. Diese fast schon radikale Haltung erinnert wiederum an ihren Haarschnitt. Seit 2000 arbeitet sie als Produzentin beim Musiksender VIVA Schweiz, seit 2005 ist sie Redaktorin der Spielshow «5GEGEN5» beim Schweizer Fernsehen. Das 70-Prozent-Pensum und tolerante Chefinnen lassen ihr Freiraum zum Schreiben, für Auftritte und Lesungen. Tania Kummer lebt in Zürich zusammen mit drei Katzen. Nur noch zu schreiben, kann sie sich nicht vorstellen. Die Inputs, Lebenskämpfe von aussen braucht sie. Wenn sie schreibt, vergisst sie schon mal zu essen. Dann hat sie kaum Kontakte, und der Wiedereinstieg ins Leben ist nicht einfach.

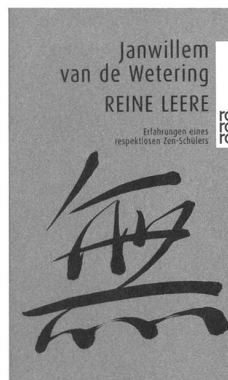
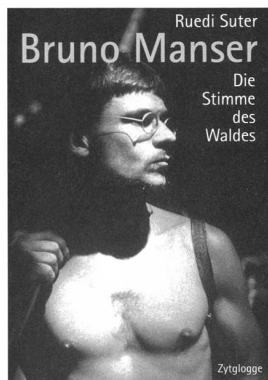
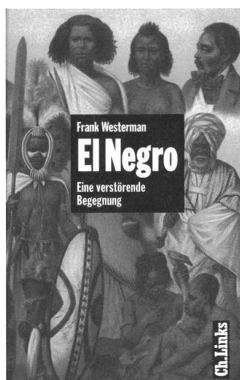
«Bleib nur hier – wirf den Schlüssel in den Briefkasten! In welchen? Brunner – ja Brunner! Klar – konntest du nicht wissen – tschüss!» (Platzen vor Glück: Liegenbleiben? Aufstehen!)

Nach der Ausbildung zur Buchhändlerin folgte die Weiterbildung zur Journalistin. Schriftstellerin und Journalistin, habe sie jeweils in der Primarschule geantwortet, wenn sie nach ihren Zukunftsvorstellungen befragt wurde. Auf dieses Ziel arbeitete Tania Kummer ziemlich geradlinig hin. (Jetzt könnte wieder die Frisur-Metapher bemüht werden.)

Auf ihrer Internetseite findet sich die Rubrik «Tierschutz». Danach befragt, wird aus der Jung-Autorin – diese Bezeichnung mag sie nicht: «Klingt wie eine Voraus-Entschuldigung im Sinne von: Kann es halt noch nicht besser» – eine energische Frau. «Tiere haben dieselbe Leidensfähigkeit wie wir», erklärt sie. So ist sie nicht nur Mitglied in verschiedenen Tierschutzorganisationen, sondern sammelt schon mal Unterschriften und verteilt Kampagnen-Material.

«Er ist gekommen, um mit ihr etwas mehr zu haben, als sie eigentlich brauchen würden, aber sie wird den Teufel tun, laut zu werden und sich zu beklagen, nur ihr Herz klopft die Matratze durch (...).» (Platzen vor Glück: Neben den Melonen)

1997 erscheint ihr Lyrikband «vermutlich vollmond» im Verlag Ivo Ledergerber. Da ist sie 21 Jahre alt. Im 2001 erhält sie dafür einen Förderpreis der Stadt Winterthur. Dann, ein Jahr später, mit «unverbindlich» der zweite



VERSTÖRENDE BEGEGNUNG.

Die letzte Begegnung mit Eldred Jones, Professor für englische und afrikanische Literatur an der Universität von Sierra Leone (Fourah Bay College), liegt über 30 Jahre zurück. Damals war er voller Ideen und Optimismus. Er hatte über Shakespeares Othello dissertiert, förderte den späteren Literaturnobelpreisträger Wole Soyinka (auch über ihn hat er ein hervorragendes Buch geschrieben) und war trotz aller deutlicher Kolonialismuskritik stets lebenswürdig. Wie schrecklich die Wiederbegegnung mit Eldred Jones in Frank Westermans «El Negro». Inzwischen erblindet, gedemütigt von Studentinnen und Studenten, Kindersoldaten, Rebellen und Politgangstern versucht er dennoch, Würde und Haltung zu bewahren. Dies erzählt Westermann, der 1983 in einem kleinen Museum im spanischen Banyoles ein seltsames Exponat entdeckt hat: einen ausgestopften, namenlosen Afrikaner. Er verfolgt dessen Weg zurück nach Afrika und konfrontiert die Recherchen zum Fall «El Negro» mit seinen Erlebnissen als Entwicklungshelfer und Journalist in Peru, Sierra Leone, auf Jamaika und in Südafrika. «Eine verstörende Begegnung» nennt er sein Buch im Untertitel. Dafür hat der holländische Autor und Journalist 2005 den höchsten belgischen Literaturpreis für das beste Buch aus dem niederländischen Sprachraum erhalten. Es ist ein kritisches, zweifelndes, gelehrtes, aber nie pedantisches und ein tapferes Buch. Tapfer gerade auch deswegen, weil sich der Autor selber nicht ausspart.

Frank Westermann: El Negro. Berlin 2005

NOCH EINE VERSTÖRENDE BEGEGNUNG.

Bruno Manser, die Stimme des Waldes, ist seit Mai 2000 verschollen. Er verschwand im Gebiet der Penan-Nomaden im malaysischen Sarawak auf der Insel Borneo. Mit den Penan lebte er sechs Jahre, von 1984 bis 1990, zusammen. Für sie und ihre Lebensgrundlage, den Wald, kämpfte der Maler, Kommunikator und Schriftsteller. Dieser Kampf führte ihn auch nach St.Gallen, in den Botanischen Garten. Es war ein Erlebnis, ihm beim Umgang mit Schülerinnen und Schülern zuzusehen: umsichtig, bestimmt, still und doch mit grosser Wirkung. Wahrscheinlich ist Bruno Manser umgebracht worden. Er sei verschwunden «wie ein Teil jener Welten, für die er sich eingesetzt hatte», schreibt der Basler Journalist Ruedi Suter in seiner respektvollen Annäherung an diesen einzigartigen Querdenker, der als wirklich grosser Schweizer zu ehren wäre. Suter begleitet die Arbeit Bruno Mansers und seines Fonds seit Jahren. Er beteiligte sich auch an einer der letzten Suchexpeditionen. Nun versucht er, Antworten auf Fragen wie diese zu geben: Was hat Manser angetrieben, was hat er bewirkt, was ist mit ihm passiert? Und warum meinen viele, er lebe noch? Auch dies ist – wie «El Negro» – ein verstörendes Buch, in dem gegen Schluss dieses Zitat Mansers zu lesen ist: «Wer begreift und nicht handelt, der hat nichts begriffen.»

Ruedi Suter: Bruno Manser. Die Stimme des Waldes. Zytglogge 2005

DAS BIER DANACH.

Eine persönliche Begegnung mit Janwillem van de Wetering hat es zwar noch nie gegeben. Aber der Autor steht mir nahe, weil es ihm gelungen ist, Zen in seine spannenden psychologischen Kriminalromane einzubauen. Zu seinen herrlichsten Büchern zählen jene, die von seinem Umgang mit Zen berichten. In «Der leere Spiegel» verarbeitet er achtzehn Monate in einem japanischen Zen-Kloster, in «Reine Leere» beschreibt er die Erfahrungen eines respektlosen Zen-Schülers und in «Ein Blick ins Nichts» diejenigen in einer amerikanischen Zen-Gemeinde. Gleich ob in Japan oder in den USA, das Klosterleben ist so hart wie die Arbeit an den Koans, den einfachen Sätzen paradoxer Logik, die die Grundlage der Meditation bilden. Die Härte des Zens selber zu erleben, geht leichter in Begleitung mit van de Weterings Büchern. Und wie schön ist es – gleich wie van de Wetering nach achtzehn Monaten – bereits nach nur einigen Zen-Übungstagen ein kühles Bier zu trinken! Oder in einsamer Nacht in seinen Büchern zu lesen, obwohl das vom Zen-Meister zwar eher nicht empfohlen ist. Van de Wetering hat Antworten auf für ihn zentrale Fragen gesucht. Gefunden hat er sie nicht, aber mächtig Spass hat es ihm gemacht. Das ist beim Lesen deutlich zu spüren. **Janwillem van de Wetering:** Zen-Titel und Kriminalromane sind als rororo-Taschenbücher erhältlich.

Lyrikband, beim Verlag Zytglogge. Und dieser Tage also «Platzen vor Glück», wiederum bei Zytglogge. Von den 60 Kurzgeschichten, die sie dem Verlag geliefert hat, sind 28 in «Platzen vor Glück» zu finden. «Das Gefühl, vor Glück zu platzen, kennen doch alle», sagt Tania Kummer. Aber natürlich kennt auch sie das Gegenteil. In der Titelgeschichte geht es darum, dass eine junge Frau namens Maria Ernst vor Glück platzt. Tania Kummer serviert uns deren skurrilen Nachruf.

«Liebe Familie und Verwandte, liebe Freunde und Bekannte
Wir stehen hier am Grab von Maria Ernst und nehmen Abschied.
Maria Ernst ist in ihrem 26. Lebensjahr vor Glück geplatzt ...
Maria entwickelte in ihrer Kindheit eine Vorliebe für Karottensaft und sah – voll der natürlichen Bräune und des gesunden Augenlichtes – freudig zur Kindergärtnerin auf, die Maria attestierte, etwas ‚ganz Besonderes‘ zu sein.» (Platzen vor Glück: Platzen vor Glück)

Sie sei lange überzeugt gewesen, dass sie nie etwas anderes als Lyrik schreiben würde, sagt Tania Kummer. Und jetzt die Kurzgeschichten und bereits den ersten Roman in Arbeit und ein gutes Jahr hinter sich: Stipendiatin am Literarischen Colloquium in Berlin, Artist in Residence in St. Moritz. Grund genug, um zu platzen vor Glück oder vor Stolz.

«Platzen vor Glück», Kurzgeschichten von Tania Kummer, Verlag Zytglogge. www.taniakummer.com

Andrea Gerster, 1959, Journalistin und Autorin AdS, lebt in Freidorf TG.

NACHWUCHS ZEUGEN

Vier Schüler und zwei Schülerinnen der Kantonsschule Trogen machen sich auf, die Ostschweizer Musikszene zu retten. Dazu gründeten sie ein Miniunternehmen. von Roman Rutz

«Young Enterprise Switzerland» ist eine Organisation, die seit fünf Jahren einen Wettbewerb veranstaltet, bei dem Schülerinnen und Schüler aus der ganzen Schweiz ein Jahr lang ein Unternehmen leiten müssen. Am Ende des Geschäftsjahres wird das beste Unternehmen mit der besten Idee gekürt. Die Konkurrenz ist gross, die Ideen der knapp 30 teilnehmenden Miniunternehmen haben Potential. Sechs Trogener Kantonsschüler gründeten im Rahmen des Wettbewerbs die kleine Firma «Eastsound Music Productions». Ihr Firmenziel ist eine Konzertreihe im Kugl, um den Ostschweizer Nachwuchsmusikern eine Plattform zu bieten. Zur Bewerbung ist ein Demotape mit mindestens fünf Songs verlangt, und die Musiker dürfen keinen Plattenvertrag unterschrieben haben. Schliesslich geht es darum, neue, hoffungsvolle Bands zu unterstützen und jenen eine Chance zu bieten, die noch kein Glück hatten. Eine Jury prüft die Einsendungen auf ihre Qualität. Die Geschäftsleute stellen aber klar, dass es sich in keinem Fall um einen Bandcontest – wie er landauf, landab Konjunktur feiert – handle. Am Ende des Auswahlverfah-

rens entscheidet die Öffentlichkeit auf den Strassen von St.Gallen, welche Bands zu ihrem Auftritt im Kugl kommen. «Damit ist eine gute Auswahl der Bands sichergestellt», so Martin Egeli, Geschäftsführer von «East-sound Music Productions». Innerhalb eines Tages trafen bei den jungen Geschäftsleuten mehr als 20 Bewerbungen ein. Die Nachfrage ist also vorhanden. Oder ist das Angebot knapp? Auf alle Fälle scheint es, dass der Ostschweizer Musiknachwuchs auf so einen Anlass gewartet hat.

Mit System

Gar ein wenig Geld schaut für die Bands heraus. Die Schüler entwarfen ein Gagensystem, das es in sich hat. Die Bands, die verpflichtet werden, erhalten eine Stunde Spielzeit. Sie müssen sich ihre Gage aber selber verdienen: «Eine Band kann bis zu 100 Eintrittbons an ihre Freunde und Fans verteilen. Pro Person, welche diesen Bon beim Bezahlen des Eintritts von 10 Franken abgibt, geht die Hälfte direkt an die Band. Somit ist es jeder Musikgruppe möglich maximal 500 Franken Gage einzu-

heimsen. «Das ist für heutige Verhältnisse ein sehr guter Lohn für unbekannte Künstlerinnen und Künstler», betont Jessica Stoll, Leitung Events. Den Machern von Eastsound ist es wichtig, ein vielfältiges und abwechslungsreiches Programm auf die Beine zu stellen, damit ein möglichst breitgefächertes Publikum erreicht und nicht eine einzelne Szene gefördert wird. Deshalb wurde jeder der fünf Abende einem eigenen Stil zugeteilt. Man will auch zeigen, dass die Ostschweizer Musikszene in allen Schubladen qualitativ hochstehende Bands zu bieten hat. Am Ende der Konzertreihe produzieren die Trogener eine CD mit Live-Mitschnitten. Die Umsetzung übernimmt eine der vier ausgewachsenen Partnerfirmen.

Lieber als Hausaufgaben

Der Stempel «Miniunternehmen» wird der Firma «Eastsound Music Productions» nicht ganz gerecht. Beim Anschauen der Website bekommt man den Eindruck, dass hier Menschen mit langjähriger Geschäfts-Erfahrung am Werk sind. «Als Miniunternehmen, geführt von Schülerinnen und Schülern, müs-

Das ist nicht die Band.
Das sind die Organisatoren.



sen wir fast ein professionelles Auftreten an den Tag legen, da wir sonst schlichtweg nicht ernst genommen werden. Der Zeitaufwand für das Projekt ist enorm hoch und es fällt jeweils schwer, sich für langweilige Schularbeiten zu entscheiden, wenn doch auch die Möglichkeit besteht, an diesem Projekt zu arbeiten», sagt der umtriebige Geschäftsführer.

Ihnen sei von Anfang an klar gewesen, dass ihre Unternehmung etwas mit Musik zu tun haben soll, da alle im Team ziemlich musikverrückt sind, und deshalb auch mit vollem Elan bei diesem Projekt mithelfen. «Die Arbeit im Team funktioniert sehr gut», betont Martin Egeli. Es habe nie irgendwelche Konflikte bezüglich der Arbeitsverteilung gegeben. Man macht das, was man am besten kann. Wie man am bisherigen Ergebnis sieht, funktioniert das prächtig.

Keinen Michael finden

Die Idee für einen solchen Anlass ist nicht neu. Erstmals wurde eine derartige Konzertreihe in den neunziger Jahren in Winterthur, unter dem Namen «Albani-City in Concert», durchgeführt. Michael von der Heide war damals einer der Teilnehmer und soll der Legende nach durch diesen Anlass den Sprung ins kommerzielle Musikbusiness geschafft haben. Es ist nicht das Ziel von Eastsound, einen Star zu entdecken. Vielmehr geht es ihnen darum, guter Musik eine Plattform zu bieten, damit ein paar Leute mehr auf die richtige Bahn geraten. Denn die Ostschweiz ist kein ganz weisser Fleck in der Musiklandschaft – nur, von dem wissen die wenigsten.

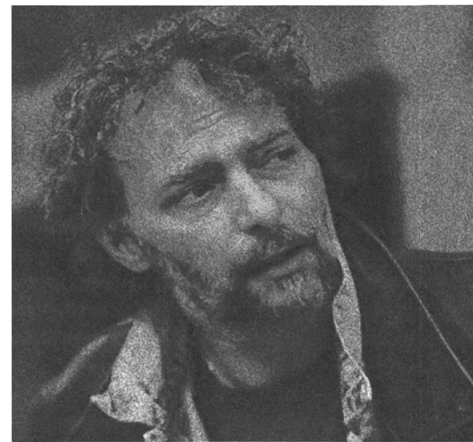
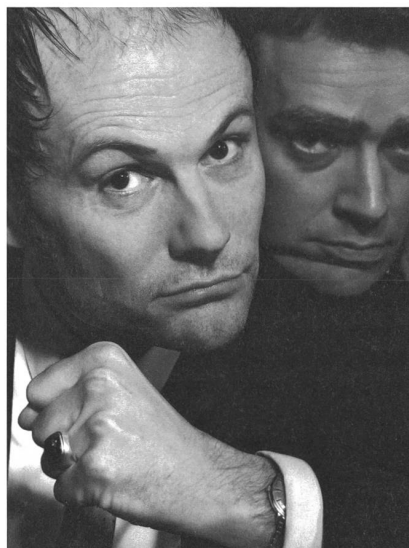
Alles in allem sollten Musikliebhaber einen solchen Anlass unterstützen. Denn das allgemeine Problem der Schweizer Musikszene ist nicht jenes, dass keine guten Bands vorhanden sind. Es fehlt schlicht an Plattformen und an der Unterstützung durch die Medien. Man muss nach Bands suchen, da sie am Radio kaum gespielt werden. Es ist somit mit grossem Aufwand und Szenenwissen verbunden, eine gute Band zu entdecken. Vielen ist das zuviel. Unter diesen Umständen ist es dementsprechend auch schwer, eine anständige Szene aufzubauen. Solange es jedoch junge Leute gibt, die sich gegen diese Lethargie auflehnen, solange besteht noch Hoffnung.

Der von «Eastsound Music Productions» entdeckte Nachwuchs steht vom 28. März bis zum 1. April im **Kugl in St.Gallen** auf der Bühne. Mehr Infos: www.eastsound.cd

SCHMACHTLOCKE.

Pigor und Eichhorn kommen wieder! Vor einem Jahr waren sie bereits in der Kellerbühne zu Gast. Damals haben sie das Publikum dermassen hingerissen: Die Theaterleitung konnte gar nicht anders, als die beiden mit ihrem neuen Programm, «Volumen 3», sofort wieder einzuladen. Auf den ersten Blick scheinen sie kein besonderes Duo zu sein. Der eine singt, der andere sitzt am Klavier. Der am Mikrophon trägt das schütterere Haar gekämmt und brillantiert. Er flirtet mit dem Publikum. Der am Klavier ist ein scheuer Netter und hält sich zurück; er begleitet. Alles so oder ähnlich schon gesehen. Aber Pigor und Eichhorn sind mehr, als sie zu sein vorgeben. Hinter Brillantine, Anzug und poliertem Flügel steckt eine Menge spannende Musik, intelligenter Witz, Scharfblick und Angriffslust. «Pigor fängt dort zu texten an, wo andere sich gar nicht erst hinzudenken wagen. Paradox aber grandios», schreibt die Süddeutsche Zeitung. «Ein Pigor-Lied zum Thema NS-Vergleiche gibt mehr Aufschluss über die Befindlichkeiten in unserer Gesellschaft als mancher Untersuchungsausschuss der Politik», die Frankfurter Allgemeine Zeitung. Thomas Pigor und Benedikt Eichhorn haben das Chanson revolutioniert. Und sie haben das Kabarett revolutioniert. Was dabei rausgekommen ist, begeistert alle Seiten. Und wer das alles nicht recht glauben kann, der gehe selber hin und lasse sich überzeugen. Der Pigor wird ihn schon einsülzen. **(sab)**

Pigor und Eichhorn spielen am Mi 8., Fr 10. und Sa 11. Februar, jeweils um 20 Uhr, in der **Kellerbühne St.Gallen**. Mehr Infos: www.kellerbuehne.ch



GRAULOCKE.

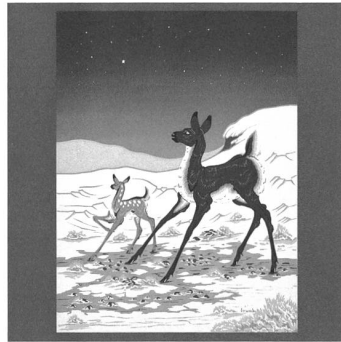
Hin und wieder spielt in der Stickerei eine Band. Dann müssen die Fenster geschlossen und die Band darf nicht die wildeste sein – denn es hat Nachbarn. Aber eben, in der Stickerei lässt es sich gut und lange verhocken. Die Stubenatmosphäre mit Lampen auf den Holztischen und der Tee, der gut Rum in sich hat, laden zu ausufernden Gesprächen ein. Und so stehen rundum halt schon bald die Stühle auf den Tischen. Dann macht man sich auf, schiebt die dicke Decke vor dem Windfang auf die Seite und geht mit schwerem Schädel und Rauch in der Jacke in die Nacht. Es ist möglich, dass man sich noch vor dem Ausgang an allein gelassenen Trommeln und Gitarrenkoffern vorbei drücken muss, weil die Band es auch noch nicht hinaus in die Dunkelheit geschafft hat. So, wie der Singer/Songwriter Gianni Spano aussieht, wird auch er lange in der Stickerei sitzen. Spano selbst beschreibt sich im Internet auf einem dieser Bandportals so: «Dylan im Blut, Lennon im Herzen. Gianni macht Songs auf Englisch und Italienisch. Essential Minimal Rock.» Viel aufgelöste Gitarre, eine klare Stimme und ab und an ein Solo in Bluesrock-Manier. Er ist einer aus der «Bärner Szene». Spielte mit Polo Hofer, Hanery Ammann, Span und Housi Wittlin. Tourte mit Chi Coltrane und Randy Newman. Studierte an der medizinischen Fakultät Bern. 1974 war es, als Spano im Rahmen eines Studentenfestes ein Open Air durchführte. Es spielten Rumpelstilz, und es fand auf dem Berner Haühügel statt. Das war, so wills die Biografie, der Anfang des Gurten-Festivals. Gianni Spano ist ein alter Haudegen, der sich in der Stube Stickerei sicher wohl fühlen wird. **(js)**

Gianni Spano spielt am Freitag, 3. Februar, 20 Uhr, in der **Stickerei, St.Gallen**. Mehr Infos: www.giannispano.ch



ARCHITECTURE IN HELSINKI.

War Australien schon mal zu Besuch im Presswerk? Wahrscheinlich nicht, sieht man von Nick Cave ab. Doch jetzt ist es soweit: Vorhang auf für Architecture In Helsinki! Und für ihren Chef Cameron Bird, einen schrulligen kleinen Australier, der am liebsten Rockopern à la «Rocky Horror Picture Show» und «Grease» hört. Unter der achtköpfigen Rasselbande befinden sich weder Architekturstudenten noch Finnen, aber eigenwillig und exzessiv in ihrer künstlerischen Freiheit sind sie alle. Und würden sie bei euch um die Ecke einen Gemischtwarenladen eröffnen, gäbe es dort wohl alle erdenklichen Gemüse- und Früchtesorten zu kaufen. Die Multiinstrumentalisten benutzen Tuba, Glockenspiel, Klarinette, Waldhorn und ungefähr 30 weitere Klangkörper wie andere Bands Bass, Schlagzeug und Gitarre. Demgemäss geht es auf «In Case We Die» (Tba) turbulent, wild, ja auch mal chaotisch und hysterisch verspielt zu und her. Wunderlich ist es dennoch, wie Architecture In Helsinki es schaffen, trotz der Melodienüberfülle und stilistischen Vielfalt so etwas wie einen roten Faden zu spinnen. An manchen Stellen klingt das Album fast schon meditativ. Doch aufgepasst: Nur Sekunden später sorgen Tempiwchsel, musikalische Falltüren und Rutschbahnen wieder für genug Aufregung, damit wir nicht neben dem Ofen einschlafen. «Neverevereverdid» heisst der Opener und ist programmatisch für die gesamte CD. «In Case We Die» werdet Ihr nur beim gut bestückten Plattenhändler finden. Und bei Brunners debilem «Buureradio» sollen die Australier gar auf dem Index stehen. Gut so!



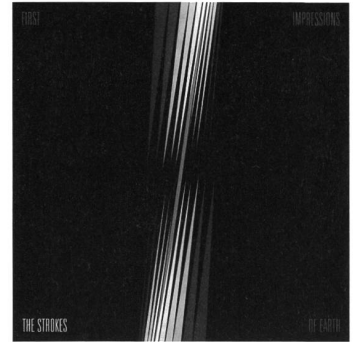
TORTOISE AND BONNIE «PRINCE» BILLY.

Ein Coveralbum? Würd ich mir freiwillig nie antun. Ausser auf der CD-Hülle prangen: Tortoise und Presswerk-Lieblingskind Bonnie «Prince» Billy. Die beiden zusammen? Geht. «The Brave And The Bold» (Musikvertrieb) bestätigt das, auch wenn es hier ein paar Wermutstropfen regnet. Schon mal ungewöhnlich ist die Zusammenstellung der Fremdkompositionen, die hier aufeinander prallen: Songs von Bruce Springsteen, Elton John und Melanie stehen neben Minutemen, Devo und Richard Thompson. Die Avantgardisten aus Chicago und der bärtige Songschreiber sind besessene Freigeister genug, um nicht zu Langweilern zu mutieren. So garnieren sie ihren 10-Gänger immer wieder mit Überraschungen. Gleich zu Beginn mit der etwas aus dem Rahmen fallenden Komposition «Cravo E Canela» von Milton Nascimento und Ronaldo Bastos. Am meisten auf die Pauke hauen Tortoise im Mike-Watt-Song «It's Expected I'm Gone». Da werden sie wieder zu den expressionistischen Tonmalern früherer Glanzzeiten. «Daniel» von Elton John ist nur bei gutem Zuhören zu erkennen, und sogar aus der Edelschnulze «Love Is Love» von Lungfish holt diese ungewöhnliche Kooperation genug Glut für ein längeres Liebesflackern. Aber eben: Als echter Fan der beiden ertappt man sich beim Anhören von «The Brave And The Bold» öfters beim aufkeimenden Wunsch, mal wieder eine Original-CD von Billy in den Händen zu halten. Oder sehnt sich in die Zeit zurück, als Tortoise noch nicht in der musikalischen Sackgasse musizierten, in die sie in den letzten Jahren hineingerieten.



MARY J. BLIGE.

Letzthin wurde die stolze Soul-Diva aus der Bronx 35 Jahre alt. Presswerk gratuliert! Mary hat in dieser Zeit so viele Höhen und Tiefen durchlebt, dass sie heute locker einen dicken Schmöcker darüber schreiben könnte. Aber davor wird sie uns im Gegensatz zu anderen Selbstdarstellern hoffentlich verschonen, denn ihre Musik gibt immer noch genug her, um davon zu kündeln. «The Breakthrough» (Universal) heisst Mary J. Bliges sechstes Studioalbum. Es zeigt die Schwächen und Stärken gleichermaßen, die diese Grande Dame des Genres auszeichnen. Das erste Drittel der CD ist furios und stark. «Enough Cryin» begeistert; Mary «soultigert» lasziv und findet zur lakonischen Erkenntnis: «Sex is good» (Wer würde da widersprechen?). Und erst die Singleauskopplung «Be Without You» mit Gospelchorbegleitung wird definitiv zur Sehnsuchtsymne dieses harten Winters und adelt jedes Tagesprogramm eines bigotten Regionalradios. Auch in den zwei anderen Dritteln des 73-minütigen Opus' finden sich noch Glanzstücke à la «Baggage» und «MJB Da MVP». Aber mit zunehmender Dauer schleichen sich auch Songs in den Reigen, die nicht auf Anhieb beglücken. Und den U2-Klassiker «One» im Duett mit Mochtegerngutmensch Bono hätte sie sich für meine Ohren sparen können. Nur Johnny Cash holte aus diesem Song mehr heraus als das Original. Tja Mary, Schmerz, Selbsthass und Trauer geben auf die Dauer eben doch mehr her als «nur» Huldigungen ans Eheglück.



THE STROKES.

Drei Fragen zum Voraus: 1. Warum zum Teufel behaupten alle Musikjournalisten unisono, dass Fabrizio (Fab) Moretti, Nick Valensi, Nikolai Fraiture, Albert Hammond Jr. und Julian Casablancas die fünf coolsten Typen der Welt sind? – 2. Warum werden die aus gutem Hause stammenden New Yorker mehr gehasst als geliebt? – 3. Was hat «First Impressions Of Earth» (Sony/BMG) mit «Nevermind» zu tun? – Zur Frage 1: Wer (auf «Ask Me Anything» nachzuhören!) fast einen ganzen Song lang «I've got nothing to say» klagt – minimalistisch begleitet vom dunklen Klang eines Cellos –, kann nicht nur cool sein. – Zur Frage 2 eine Frage zurück: Darf existenzielle Rockmusik partout nur aus der Gosse kommen? – Und zur Frage 3 soviel: Wer auf Nirvanas Monsterwerk mehr als eine Handvoll Stellen findet, auf der Cobain eindringlicher und zerrissener singt als Casablancas in «Juicebox» oder «Ize Of The World», ist cool. Oder eben nicht. Punkt, Komma, Schluss!

«I've got nothing to give.
Got no reason to live.
But I will fight to survive.
Oh, I got nothing to hide.»
Julian Casablancas

SIEBERS FEBRUAR-PODESTLI:

- {1} **Kelis** Kaleidoscope (1999)
- {2} **The Strokes** First Impressions Of Earth
- {3} **Erykah Badu** Mama's Gun (2000)
- {4} **Architecture In Helsinki** In Case We Die
- {5} **The Sea And Cake** The Biz (1995)
- {6} **Mary J. Blige** The Breakthrough
- {7} **Tortoise And Bonnie «Prince» Billy** The Brave And The Bold
- {8} **Edwyn Collins** Doctor Syntax (2004)

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado, fand gegen allzu kalte Winternächte ein Rezept: Zitronenthymiantee und Folk aus Skandinavien.